

**Eine „Kirche der Freiheit“ verspricht ein evangelisches Impulspapier. Doch es fehlt der Mut zum spirituellen Aufbruch.**

„Kirche der Freiheit“ lautet der Titel eines Impulspapiers, das der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) Anfang Juli vorgestellt hat. Mit ihm sollen kirchliche Perspektiven für das 21. Jahrhundert umrissen, ein Diskussionsprozess begonnen und ein Mentalitätswechsel in den Kirchen eingeleitet werden. Darunter – da lässt das Papier keinen Zweifel – wird es nicht gehen. Denn die Lage ist ernst: Rückläufige Mitgliederzahlen, rückläufiges Kirchensteueraufkommen, demographische Umbrüche sind nur einige der Faktoren, die die Handlungsfähigkeit der Evangelischen Kirche massiv bedrohen.

Da ist es gut, sich Mut zu machen. Da ist es richtig, wenn das Papier viel Platz darauf verwendet, die Chancen wahrzunehmen, die in der Krise stecken. Und richtig ist es auch, in zwölf „Leuchtfuern“ Visionen für eine gesunde und starke Kirche der Freiheit im Jahre 2030 zu skizzieren. Denn „nur große Ziele locken großes Engagement hervor“, wie EKD-Ratsvorsitzender Wolfgang Huber in seinem Vorwort zu Recht bemerkt – und das große Ziel auf die Formel bringt: „Wachsen gegen den Trend“.

Wie soll das gehen? Im Kern empfiehlt das Papier zwei Wege: Organisatorische und strukturelle Konzentration sowie Schärfung des Profils. Beides ist nicht neu, aber beides ist von der EKD noch nie so ausführlich dargestellt worden. Und das ist gut so. Denn wie EKD-Strategie Eckhart von Vietinghoff richtig sagt, kommt alles darauf an, den unausweichlichen Wandel aktiv zu gestalten, bevor die Kirche nur noch auf ihn reagieren kann.

Dass dafür strukturelle Änderungen unausweichlich sind, liegt auf der Hand: Nur noch 8 statt der bislang 23 Landeskirchen? – Ein mutiger Vorstoß, der Realitätssinn mit visionärem Mut verbindet. „Profil-Gemeinden“ und attraktive kirchliche Orte à la Frauenkirche in Dresden statt flächendeckender Gemeindearbeit? – Wenn die Ressourcen nichts anderes mehr hergeben: Warum nicht?

Allein: Das wird nicht reichen. Das Wohl und Wehe der Kirche wird sich daran entscheiden, ob ihr ein geistlicher Um- und Aufbruch gelingen wird. Genau an diesem Punkt aber lässt das EKD-Papier den Leser besorgt zurück. Denn was dort an Strategien angeboten wird, scheint eher dem Repertoire der Consulter und Coaches zu entstammen als theologischer und religionssoziologischer Reflexion: Identifikation von Qualitätsstandards bei Gottesdiensten, Konzentration auf Kernkompetenzen und die unvermeidliche Schärfung des evangelischen Profils.

Das alles mögen Tools sein, die im Business funktionieren – ob sie aber auch dort greifen, wo es ums Evangelium geht, darf bezweifelt werden. Gewiss: Profil ist eine schöne Sache, aber es ist eine Oberflächenqualität. Wer es nur auf sein Profil anlegt, läuft leicht Gefahr, die Dimension der Tiefe aus dem Blick zu verlieren. Er betreibt Kosmetik an Äußerlichkeiten, anstatt sich auf das Eigentliche zu konzentrieren: das Gravitationszentrum, den spirituellen Kern, die theologische Substanz.

Ausgerechnet hier hat das EKD-Papier seinen blinden Fleck: Es fehlt eine Wahrnehmung des umfassenden spirituellen Bewusstseinswandels, der sich seit Jahren

in unseren Breiten abspielt und der ein Heer von 50 Prozent „Sinnsuchern“ und „religiös Kreativen“ auf die Beine gestellt hat, die sich längst von den Kirchen verabschiedet haben. Gewiss, das Papier erwähnt die „Wiederkehr des Religiösen“ und die „Respiritualisierung“. Es weiß darum, dass sich „neben dem kirchlichen Christentum“ eine „individuelle Frömmigkeit“ ausgebildet hat. Aber es sieht diejenigen, die diese Frömmigkeit leben, mehr als Zielgruppe für Mission denn als solche, von deren Sehnsucht und Praxis zu lernen wäre. Das aber tut Not; weil religiöse Erfahrungssuche und Spiritualität ein Megatrend sind, gegen den man nicht wachsen kann.

Da hilft es auch nicht, das vermeintliche Pfui-Wort Spiritualität einfach nicht in den Mund zu nehmen. Im Gegenteil: Sein Fehlen in dem Impulspapier verrät dessen größte Schwäche: die Weigerung, dort hinzublicken, wo es wehtut – wo Menschen die Sprache des Christentums nicht mehr verstehen, weil ihre Begriffe antiquiert und leblos erscheinen, und weil diejenigen, die sie vermitteln sollen, keine glaubwürdige Spiritualität ausstrahlen.

Dagegen werden Qualitätsstandards und Profilbildung nicht helfen. Sie werden so lange nicht helfen, wie das heimliche Credo des Impulspapiers gilt: „Die Entstehung von Glauben ist immer an äußere Zeichen, an biblische und kirchliche Überlieferungen und damit auch an die Kirche als Institution gebunden.“ (S.34)

Wer solches lehrt, verkennt die fundamentale Bedeutung der spirituellen Erfahrung für den Glauben. Nicht äußere Zeichen, sondern die in Leib und Seele erfahrene Präsenz Gottes ergreift Menschen in der Tiefe des Herzens. Und ohne diese Ergriffenheit wird es keinen Mentalitätswandel geben. Die Kirchen bräuchten nicht so viel über Qualitätsmerkmale, Kernkompetenzen und Profilbildung nachzudenken, wenn sie diese einfache Wahrheit beherzigen würden: Wandel erwächst nur aus spirituellem Aufbruch.

Diesem Aufbruch gilt es Raum zu geben. Neue spirituelle Formen müssen erprobt, die Mystik in ihren vielfältigen Gestalten als Kraftquelle des Glaubens hoffähig gemacht werden. Denn aus gelebter Erfahrung wächst Kraft. Aus der gespürten Präsenz Gottes entsteht Liebe. Nur wo Kirche ihre Räume öffnet, kommt sie in Kontakt mit dem Gravitationszentrum des Evangeliums. Dort wird sie wahrhaft zur Kirche der Freiheit.